

eine Sicherung herausgeflogen. Sofie stellte das Glas auf eine Stufe und suchte nach dem Sicherungskasten. Einen Keller hatte das Haus nicht, also öffnete sie eine Tür zu einer Abstellkammer unter der Treppe. Es roch muffig und war stockfinster. »Na toll«, brummte sie. Seufzend schüttelte sie den Kopf und holte ihr Handy. Sie wusste genau, dass sie kein Auge zumachen würde, wenn sie jetzt ins Bett ginge. Sie war noch nie gut im Warten gewesen. Sie stellte die Taschenlampenfunktion an und leuchtete in den Hohlraum unter der Treppe. Dort stapelten sich einige Kisten und Möbelstücke. Sofie war überrascht, wie viel Platz hier drin war. Nachdem sie sich einen Überblick verschafft hatte, entdeckte sie den Kasten an der Wand. Aber sie bekam die Tür dazu nicht auf, weil ein Schreibtisch davorstand. Saudof, dachte sie verärgert, da musste man doch immer mal ran! Sie schnappte sich ein paar Kisten und räumte sie aus dem Kämmerchen, dann versuchte sie, den Schreibtisch wegzuschieben, aber sie hatte nicht richtig hingesehen und statt der Platte die Schublade gegriffen, die sie nun schwungvoll herauszog. Sie riss sie aus der Vorrichtung, und der Inhalt verteilte sich auf dem Boden. Ein verschnürtes Bündel landete auf ihrem großen Zeh. »Au«, schrie sie und sprang zur Seite. Sie schob noch ein paar derbe Flüche hinterher und hob das Paket auf. Jemand hatte etwas in braunes Packpapier gepackt und dick verschnürt. Sie kümmerte sich zunächst um die Sicherung, dann betrachtete sie das herausgefallene Bündel näher. Das Papier war brüchig und ausgebleicht, es war nicht beschriftet. Ihre Neugier war geweckt, sie drehte und wendete es und zog schließlich an der Schleife. Sofie schnappte sich ihr Telefon und ging mit ihrem Fundstück nach oben, vergessen war der Schmerz in ihrem Zeh. Beinahe hätte sie noch das Glas Wasser auf den Stufen umgeworfen, doch zum Glück hatte sie es rechtzeitig bemerkt. Sie setzte sich aufs Bett und entfernte das Packpapier. Darin befanden sich ein Brief und ein Notizbuch. Die Schrift war verschnörkelt und sah alt aus, sie hatte einige Mühe, sie zu entziffern. Sie war überrascht, als sie entdeckte, dass es sich um ein in Deutsch verfasstes Schriftstück handelte. Hatte hier eine deutsche Familie gelebt? Nein, die Frau hatte mit ihr auf Englisch kommuniziert, und ihr Name hatte auch nicht Deutsch geklungen. Aus Neugier las sie den Brief zuerst.

Lieber Hannes, diese Worte sind für Dich. Alles, was ich wollte, war, dass Du glücklich wirst. Es fällt mir nicht leicht, das zu Papier zu bringen, was ich zu sagen habe. Die mir verbleibende Zeit ist aller Voraussicht nach nur noch kurz, aber ich bin nicht traurig darüber. Im Gegenteil, der letzte Atemzug ist etwas, das ich nicht mehr mit Schrecken, sondern mit Freuden willkommen heiße.

Sofie bekam eine Gänsehaut. Wo kam dieses Päckchen her, und wer war dieser Hannes? Und wieso war der Brief nicht auf Isländisch geschrieben worden? »Wahnsinn«, murmelte sie, und gleichzeitig regte sich ihr schlechtes Gewissen. Das hier ging sie so was von gar nichts an. Sie musste ihre Auftraggeber informieren, aber nicht mehr heute. Leider konnte sie ihre Neugier nicht bezwingen, sie wollte nur einen ganz kleinen Blick hineinwerfen und las doch die halbe Nacht, bis ihr die Augen zufielen.

Kapitel 2

Lüneburg, Juli 1936

Es war an einem sonnigen Tag Anfang Juli, die Luft flirrte in der Mittagshitze, eine Biene summte neben Luises Ohr. Über den blassblauen Himmel schoben sich Schäfchenwolken, ein paar Spatzen pickten Krumen von der Straße. Auf dem Dach der St. Johanniskirche gurrten vereinzelt Tauben, doch Luise nahm kaum etwas davon wahr. Die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst, trottete sie über das Kopfsteinpflaster der schmalen Lüneburger Gassen. Sie wunderte sich selbst, dass sie sich von einem einzelnen Ärgernis so aus der Bahn werfen ließ. Normalerweise zeigte sie den Schwachköpfen, die sie anpöbelten, die kalte Schulter. Doch heute war etwas anders gewesen. Der Ton wurde schärfer, längst fühlte sie sich nicht mehr nur ausgeschlossen, sondern behandelt wie ein Parasit. Sie ärgerte sich darüber, dass sie nicht einfach mit einem verächtlichen Blick reagiert hatte, sondern dass die Sprüche ihrer ehemaligen Freundinnen sie tatsächlich mitten ins Herz getroffen hatten. Dabei war heute eigentlich ein freudiger Tag, der letzte Schultag vor den großen Ferien, sie hatte ein ordentliches – sehr ordentliches – Zeugnis erhalten, was keine Selbstverständlichkeit war, denn vielen Lehrern an ihrem Gymnasium war es ein Dorn im Auge, dass sie immer noch an der höheren Schule verkehrte. Ihre Eltern hatten ihr mehrfach angeboten, sie auf einer Schule in Hamburg anzumelden, aber Luise war zu stur. Sie würde sich nicht vertreiben lassen wie ein lästiges Insekt. Jetzt erst recht nicht mehr. Sie atmete tief durch und schob die Gedanken an die dummen Mitschüler beiseite.

»Luise, warte doch bitte einen Augenblick«, rief jemand hinter ihr. Sie hielt inne und drehte sich um.

»Oh, guten Tag, Herr Rehr«, grüßte sie ihren Musiklehrer.

Der junge Mann trug sein Haar gescheitelt und hatte nicht, wie viele seiner Kollegen, das Parteiabzeichen am Revers befestigt. Sie mochte ihn, er war einer der wenigen, die sie nicht anders behandelten, weil sie Jüdin war.

»Kann ich dich einen Augenblick sprechen?« Er wirkte ein wenig bedrückt, was sich Luise nicht erklären konnte.

»Natürlich.«

Er trat vor sie und schluckte schwer. »Luise, ich wollte mit dir über die Gesangsstunden sprechen.«

Sie hatte eine schöne Stimme, und Herr Rehr hatte ihr über einige Jahre privaten Unterricht erteilt. Sie war stolz auf ihren klaren Sopran und sang gern und viel. »Über den Sommer machen wir Pause, ist es das? Das ist doch vollkommen in Ordnung, meine Eltern werden den monatlichen Beitrag natürlich trotzdem überweisen«, sagte sie.

Er blinzelte und atmete tief ein, sein Brustkorb hob sich mit seinen Schultern. »Das ist es nicht.«

Luise wurde innerlich ganz ruhig. Nicht er auch noch, dachte sie traurig. »Was dann?«

Er schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, aber ich kann dir keinen Gesangsunterricht mehr geben.«

»Wieso nicht?« Luise reckte ihr Kinn ein wenig nach vorn. Sie stellte die Frage, obwohl sie die Antwort bereits kannte. Es war immer das Gleiche. Zuerst hatten sie aus dem Sportverein austreten müssen, dann aus dem Schützenverein, und plötzlich war man als Jude nirgendwo mehr erwünscht.

»Ich habe eine Frau, eine Familie«, fing er an. »Ich wünschte, es wäre anders, aber ... ich kann dich nicht mehr unterrichten.«

»Sagen Sie es ruhig, Herr Rehr. Weil ich Jüdin bin.«

Er nickte traurig. »Es tut mir leid.«

Sie wollte ihn anschreien, ihrem Unmut Luft machen, aber was würde es nutzen? »Verstehe«, sagte sie deshalb nur. Luise war klar, dass sich an der Schule und im Kollegium einiges ändern würde. So kurz nachdem der alte Schulleiter in Pension gegangen war – so lautete zumindest die offizielle Version. Herrn Dr. Bader hatte sie immer gemocht, er hatte sie nicht behandelt, als hätte sie eine ansteckende Krankheit, wie viele ihrer anderen Lehrer. Aber auch hierfür hatten sich die Nazis ein hübsches neues Gesetz ausgedacht, das bei ihm zur Anwendung gekommen war. Luise hatte Herrn Dr. Bader bewundert, dass er sich dem politischen Leben und den Braunhemden entschieden entgegengestellt hatte, aber er war in einem monatelangen Verfahren unter entwürdigenden Bedingungen seines Amtes enthoben worden. Das *Gesetz zur Entfernung der Gegner des Nationalsozialismus* kam bei ihm zur Anwendung, sodass seine Entlassung von den Parteimitgliedern und Sympathisanten laut bejubelt wurde. Luise hatte es mit Entsetzen hingenommen, auch wenn es keine große Überraschung gewesen war. In den letzten drei Jahren, seit Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, war die jüdische Bevölkerung Stück für Stück ihrer Rechte beschnitten worden. Aber das war hoffentlich nur eine vorübergehende Erscheinung, niemand in ihrer Familie glaubte, dass das noch lange so weitergehen konnte. Irgendwann würden die Leute wieder zur Vernunft kommen.

Luise straffte sich. »Dann ... schöne Ferien.«

Herr Rehr strich sich über das Haar. »Du verstehst das doch, oder?«

»Seien Sie nicht albern, natürlich verstehe ich. Auf Wiedersehen«, presste sie hervor und wandte sich ab. Er sollte nicht sehen, dass bittere Tränen in ihren Augen brannten. Nur noch ein Jahr, sagte sie sich, während sie ihren Weg in die Gartenstraße, wo die Familie Rosenberg lebte, fortsetzte. An der Ecke kam sie am Schuhladen Löwenthal vorbei, sie winkte Frau Löwenthal zu, die gerade mit einem Lehrling ein Regal neu bestückte, und rang sich ein Lächeln ab. Aber sie konnte sie nicht täuschen, das sah sie an ihrem Blick, in dem Verständnis und Sorge lagen. Luise nickte ihr noch einmal freundlich zu, als ob sie sagen wollte: Kein Problem, ich komme schon zurecht. Dann war sie auch schon vorbei. Wie lange soll das noch so weitergehen, fragte sich Luise zum bestimmt tausendsten Mal. Sie hatte es so satt, schlecht behandelt zu werden, nur weil sie keine Arierin war. Es war lächerlich, denn ihre Familie war nicht einmal besonders gläubig. Sie hatten an Weihnachten sogar einen geschmückten Baum im Wohnzimmer stehen. Denk nicht daran, sagte sie sich und wischte die trüben Gedanken beiseite. Jetzt hatte sie sechs lange und wundervolle Wochen ihre Ruhe. Und das letzte Schuljahr würde sie auch noch irgendwie überstehen. Sie würde nicht klein begeben, auf keinen Fall. Gedankenverloren setzte sie ihren Weg fort und bog um die Ecke, wo sie auf der Bardowicker Straße die Seite wechselte.

Ein scharfer Schmerz durchzuckte sie an der Hüfte, dann wurde sie zu Boden geworfen. Luise schrie auf und stützte sich mit den Händen ab, um sich zu schützen. Ihr Schulranzen flog auf die Straße, alle Luft entwich aus ihren Lungen. Es schepperte, jemand stieß einen Fluch in einer Sprache aus, die sie nicht verstand. Sie versuchte gerade herauszufinden, ob sie sich etwas gebrochen hatte, als jemand ihre Schultern umfing und vor ihr auftauchte. Es war ein junger Mann mit breitem, gebräuntem Gesicht und

hellblauen, verwegenen Augen. Unter seiner Schiebermütze schaute eine Strähne seines dunkelblonden Haares hervor.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er sie, die Stimme klang dunkel, ein wenig rau, und sie hatte einen fremd klingenden Akzent, den sie nicht einordnen konnte.

»Was ...?«, war alles, was sie hervorbrachte.

Der Mann half ihr auf die Beine. »Sind Sie verletzt?«, wollte er wissen und hielt Luise noch immer an den Schultern fest, während er sie von oben bis unten musterte. Sie befand sich in einem Tunnel, nahm nichts mehr außer ihm wahr, seinem herben Duft nach Kräutern und Mann, hörte seinen schnellen Atem, spürte ihn als warmen Hauch auf ihrem Gesicht. Dieser Augenblick war so intim, dass sie sich unwillkürlich fragte, ob dieser Mann die Regeln von Sitte und Anstand nicht kannte. Und dann wurde ihr klar, dass er nur prüfte, ob sie sich etwas getan hatte. Doch da war immer noch dieser Blick, der so eindringlich und bestimmt war, dass Hitze in ihren Wangen aufflammte. Ihr Herzschlag dröhnte in ihren Ohren, was sicher nur am Schock liegen konnte. Sie erinnerte sich endlich, dass sie einen Zusammenstoß gehabt haben mussten. Aber womit? Wohl kaum mit einem Auto, sonst wäre sie nicht unverletzt. Und dann sah sie es, sein Fahrrad lag neben ihrer Schultasche auf der Straße. Er musste in hohem Bogen über den Lenker geflogen sein. »I-ich glaube, ich bin in Ordnung«, stammelte sie endlich.

»Gott sei Dank!« Er stieß zischend die Luft aus. »Himmel, Mädchen, warum rennst du einfach über die Straße?«

Luise blinzelte, dann nahm sie endlich die Umgebung um sie herum wahr. Einige Passanten waren stehen geblieben und fingen an zu tuscheln. Manche kannte sie, viele von ihnen nicht. Die Situation war ihr unangenehm. »Das könnte ich Sie fragen, haben Sie keine Augen im Kopf?« Sie wusste, dass es falsch war, ihn zu beschuldigen, aber ihr Tag war so furchtbar gewesen, dass dieser junge Mann mit den breiten Schultern und den kantigen, glatt rasierten Wangen nun das abbekam, was andere verursacht hatten. Im nächsten Moment warf sie einen Blick auf den Jackenaufschlag und suchte nach einem Parteiabzeichen. Mit denen durfte man sich nicht anlegen, aber da sie keins entdeckte, schimpfte sie weiter. »Ich hätte mich ernsthaft verletzen können!«

Zu ihrer Überraschung lächelte er und entblößte dabei eine ganze Reihe gerader weißer Zähne, lediglich ein Schneidezahn stand leicht schief, was seiner Ausstrahlung keinen Abbruch tat. »Scheint so, als wäre alles halb so wild«, meinte er schließlich und schien damit seine Bestandsaufnahme abgeschlossen zu haben.

»Halb so wild?« Sie starrte ihn an und verlor sich im Blau seiner Augen. Sie räusperte sich. »Na, Sie sind mir ja einer. Ich muss jetzt weiter.«

»Soll ich dich lieber nach Hause bringen? Nur für den Fall, dass du gleich ohnmächtig wirst.«

Luise sah das Funkeln in seinen Augen, noch dazu grinste er verschmitzt, als könnte er kein Wässerchen trüben. Erneut fragte sie sich, was das wohl für ein Akzent war, mit dem er sprach. Holländisch vielleicht? »Nein, danke. Vielleicht passen Sie in Zukunft einfach besser auf.«

Er nickte und deutete eine Verbeugung an, dann ging er auf die Straße und holte ihre Schultasche. »Hier«, sagte er. »Und bitte schau in Zukunft, bevor du über die Straße rennst.«

Sie fühlte sich getadelt, als Schulmädchen behandelt. In diesem Moment wünschte sie sich, sie hätte die Haare heute Morgen nicht zu zwei Zöpfen geflochten, was sie jünger als siebzehn wirken ließ. Sie schätzte ihn auf Anfang zwanzig, aus seinen Zügen strahlte diese unverbrauchte Kraft eines jungen Mannes ohne familiäre Verpflichtungen. Irgendetwas an ihm berührte sie. Hastig nahm sie ihre Tasche

entgegen und murmelte etwas, das stark nach einem »Schönen Tag noch« klang, und hastete davon. Erst später fiel ihr auf, dass sie nicht einmal seinen Namen kannte.

Den restlichen Tag hatte sie auf ihrem Zimmer vor ihrer Frisierkommode verbracht und sich mit der Brennschere ihre blonden, schulterlangen Haare onduliert, bis sie in sanften Wellen herabfielen. Ab sofort würde sie keine geflochtenen Zöpfe mehr tragen.

Als es Zeit für das Abendessen wurde, zog sie sich um und warf noch einen prüfenden Blick in den Spiegel. Sie war zufrieden mit sich, ihr Haar glänzte, ihre Wangen waren vom konzentrierten Arbeiten gerötet. Der schmale Gürtel an ihrem Kleid betonte ihre schlanke Taille äußerst vorteilhaft. Luise drückte die Klinke hinunter und ging über den Flur zur Treppe. Bereits von oben vernahm sie Stimmen aus dem Esszimmer. Herrje, sie hatte mal wieder die Zeit vergessen. Vermutlich würde sie gleich einen Tadel ihrer Mutter zu hören bekommen, genau das, was sie nach diesem Tag nicht auch noch brauchte. Sie atmete tief ein und eilte nach unten. Tatsächlich, ihre Familie saß schon am ovalen Esstisch. Über dem Buffet hing ein Gobelin mit dem Motiv einer Blumenvase. Das Hausmädchen Ilse hatte die Speisen bereits aufgetragen, die es, seit die Köchin vor einigen Wochen gekündigt hatte, weil sie nicht mehr bei Juden arbeiten wollte, nun selbst zubereiten musste. Im feinen Meissener Porzellan dampften Kartoffeln, in der Mitte des Tisches eine Platte mit gedünstetem Fisch, daneben stand eine Sauciere mit einer weißen Kräutersoße und eine mit zerlassener Butter. Nicht kosher, aber darauf achtete Luises Familie schon seit ewigen Zeiten nicht mehr, sie hatten es vor langer Zeit aufgegeben, auch, weil es nahezu unmöglich gewesen war, eine Köchin zu finden, die diese strengen Regeln umsetzen konnte. Die Kaufmannsfamilie lebte einen modernen Pragmatismus, feierte zwar die großen jüdischen Feste, wie Jom Kippur oder Chanukka, aber zelebrierte weder den Sabbat, noch ging sie regelmäßig in die Synagoge. Das heutige Essen war es jedoch nicht, was Luise zu einer Säule erstarren ließ. Heute war nicht nur für ihre Eltern, ihren Bruder Heinrich und ihre Oma Ruth gedeckt, neben Heini saß noch jemand.

Es war *er*.

Der Fahrradfahrer vom Nachmittag musterte sie eindringlich. Seine blauen Augen funkelten so intensiv, dass ihr schwindelig wurde. Er erkannte sie wieder, das sah sie an seinen leicht hochgezogenen Mundwinkeln und der Art, wie er seinen Kopf neigte. Aber da war mehr als das bloße Wiedersehen. In seinem Blick lag noch etwas anderes: Neugier. Ihr Herz setzte eine Sekunde aus, um dann im doppelten Tempo weiterzuschlagen.

»Luise, da bist du ja endlich«, kam nun der erwartete Tadel ihrer Mutter. »Schau, wir haben Besuch, Heini hat einen Kommilitonen aus Berlin eingeladen.«

Mit dem Fahrrad aus Berlin? Luises Augenbrauen wanderten langsam nach oben.

»Entschuldigt bitte«, murmelte sie und löste ihren Blick nur widerwillig von ihm und ließ ihn zu ihrem Bruder gleiten, der ihr zuzwinkerte. Sie verstanden sich gut, er war vier Jahre älter und hatte sich nie wie ein Wächter oder Tyrann ihr gegenüber aufgeführt. Im Gegenteil, er war fürsorglich und ein guter Freund. Heini war schon immer anders gewesen als andere Jungen. Verständnisvoll und sanft, fast wie ein Mädchen. Er hatte nie Spaß daran gefunden, zu raufen oder mit einem Lederball durch die Gassen zu rennen. Leider hatte er auch kein allzu großes kaufmännisches Talent, sehr zum Leidwesen ihres Vaters, der in seinem Sohn so gerne den Nachfolger des gut gehenden Kaufhauses Rose gesehen hätte. Aber Heini studierte in Berlin Philosophie und Geschichte, mit Worten und sprachlichen Bildern hatte er, seit sie denken konnte, ein größeres Geschick an den Tag gelegt als mit Zahlenreihen und